



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Torrund, Jassy: Heimatsehnsucht : Novelle : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

21. Juni 1771 gab er zu, daß sich die öffentlichen Schauspiele ganz und gar nicht für Städte und Örter schicken, wo junge Leute zum Dienst des Staates gebildet werden sollen, indem solche vielmehr der Jugend nur Anlaß gäben, Zeit und Geld unnützerweise zu verschwenden und die auf diesen Pflanzschulen so unumgänglich nötige gute Zucht zu stören. Er ordnete an, daß sich alle privilegierten Komödianten aller Vorstellung öffentlicher Schauspiele auf dero sämtlichen Universitäten und in deren Nachbarschaft künftighin schlechterdings enthalten sollten.

So schlossen denn dank der Fähigkeit der Universität Halle zu derselben Zeit, wo in Wolfenbüttel Lessing seine „Emilia Galotti“ schrieb, nochmals für mehrere Jahre die preußischen Universitätsstädte der deutschen Schaubühne ihre Tore.



Heimatsehnsucht

Novelle von Jassy Corrund

(Fortsetzung)



In einem jener Spätsommertage voll überirdischer Klarheit, die der Norden seinen Kindern schenkt, kam das Ehepaar Sebalbus aus der Kirche und machte den gewohnten Spaziergang am Damm entlang. Die Kinder liefen vor ihnen her, hatten alle Taschen voll Semmeln und fütterten das ewig hungrige Möwenvolk. Die Eltern waren stehn geblieben und sahen dem fröhlichen Treiben zu — abgesehen von Marias augenblicklich etwas schwerfälligem Zustand ein stattliches Paar; er groß und breitschultrig, mit dem schlichten blonden Haar und den sehr hellen Augen der Westfalen, kein klassisch schönes aber ein angenehmes Gesicht, dem man in guten Stunden, wie eben jetzt, nichts von Strenge und Altwerden ansah. Daneben der feine dunkelhaarige Frauenkopf, in den großen leuchtenden Augen einen solchen Ausdruck von Güte und Mütterlichkeit, als wollten sie mit dem Reichtum ihrer Liebe nicht nur die eignen Kinder, sondern all das sich ringsum tummelnde kleine Volk umfassen. — So wenigstens dachte einer, der eben des Wegs dahergeschlendert kam und ausah wie der liebe strahlende Sommersonntag selbst.

Wo kommen Sie denn her, lieber Professor? fragte Maria arglos.

Heinrich zog die Augenbrauen hoch. Du, sag mal, Hans, wann gehst du denn eigentlich in die Messe? Wir treffen dich ja jetzt niemals mehr?

Recklinghaus wollte auffahren, sich den Schulmeisterton verbitten, aber ein bittender Blick Marias ließ ihn schweigen. Er klopfte den Freund auf die Schulter.

Mensch, frag mich nicht! Ich hatte so eine wunderfeine Melodie in den Ohren, und der Sonnenschein und der Sonntagmorgen lockte. Da ließ ich mich von Schiffer Rathgens hinaussegeln, weit, weit — bis wo nichts mehr war als der blaue Himmel und das blaue Wasser. Und da lag ich langaus im Boot, rauchte meinen Tobak und ließ mir die Wellen was vorsingen. Ein Lied, ein Lied — Heinz, ich sage dir, du wirst staunen — ein Lied, das der Herrgott selber an diesem wunderschönen Sonntagmorgen mir geschenkt hat.

Aber Hans, die Kirche . . .

Ach, Narrenkram — sei bloß still, Mensch, und verdirb mir die Stimmung nicht! Der Himmel über dir, und das blaue Wasser unter dir, und sonst nichts — keine gepuzten Menschen, die sich ungaffen und denken, obs nicht bald alle ist, kein himmelnder Klingenbeutel, keine falschen Gesangstöne — bloß du und der liebe Herrgott allein — meinst du, da kommen einem nicht gute, fromme Gedanken? Natur und Kunst — meinst du, das ist kein Gottesdienst? Oder die helle, lichte, dankbare Freude, die ich hier drinnen habe — meinst du, die kommt vom Teufel?

Maria hatte ihres Mannes Arm gefaßt und sagte mit tiefem Atemholen, und ihre Augen glänzten: Ach, segeln! Wir haben noch kein einzigesmal gefsegelt, Heinz! Wie gern möcht ich einmal hinaus, für mein Leben gern, Heinz! Wer weiß, vielleicht ist es das letzte mal, setzte sie leiser hinzu.

Heinrich Sebaldus war innerlich noch längst nicht mit dem Thema fertig, das Marias Ausruf unterbrochen hatte. Aber die tiefe Sehnsucht, die aus ihrer Stimme sprach, ließ ihn an ein altes Mahnwort seiner Mutter denken: Wenn deine Frau in dieser Zeit einen Wunsch hat, und du kannst ihn erfüllen, so tu's. Solche Kinder, die in Fröhlichkeit getragen sind, werden Sonnenkinder.

Nun gut, dann wollen wir segeln. Wird es dir aber nicht schaden, Maria?

Wir schaden? Bin ich nicht hundertmal mit meinen Brüdern hinausgesegelt und war nie froher, als wenn ich das Steuer halten durfte.

Und auch Recklinghaus meinte: Ach, Narrenkram — was soll es deiner Frau wohl schaden, die ja von der Waterlant daheim ist. Übrigens heißt es Ruder, Frau Maria. Ich empfehle meinen Schiffer Rathgens, er ist zuverlässig wie nur einer. Und wo soll die Reise hingehn?

Nach Rüttersborn — dort ist noch alles unverändert so, wies in meiner Jugend war.

Hans Recklinghaus ging an ihrer Seite.

Ach, Frau Maria, fangen Sie an, die Spuren Ihrer Kinderfüße wiederzufinden? fragte er leise.

Es wurde eine prächtige Segeltour. Schiffer Rathgens großes Boot flog mit breiten weißen Segeln wie ein mächtiger Sturmvogel vor der lustigen Südostbrise, und die Kinder fürchteten sich nicht ein bißchen. Sie thronten hochkant neben „Onkel Hans“, der ihnen Wunderdinge von seinen Nordlandsfahrten erzählte, und hörten mit offenen Mäulchen und glänzenden Augen zu. Und ihre Mutter wunderte sich: Wo sie das nur her haben? Als ich meine erste Bootsfahrt nach dem Huller Leuchtturm hinüber machte, hockte ich unten im Boot zu Mutters Füßen und fürchtete mich halbtot. Sie gab mir ihren kleinen grünen Sonnenschirm zu halten, was sonst immer mein Entzücken war, aber diesmal half es doch nichts, denn ich merkte an ihrem blassen Gesicht, daß sie sich ebensosehr fürchtete wie ich, soviel auch die andern lachten. Da drückte sie meinen Kopf in ihren Schoß, und wir zitterten beide um die Wette und wurden erst froh, als das Boot am Strande aufstieß. Und von dir, Heinz, haben sie schon längst nicht, du bist doch erst gar ein Binnenländer und hast absolut keine Anlagen zur Seeratte.

Recklinghaus fing eine vorbeischießende Duelle und zeigte den Kindern, wie sie sich zwischen seinen Fingern zerteilte, und erzählte ihnen, daß aus jedem Stück wieder ein neues Geschöpf würde.

Ach, das ist ja all Narrenkram, sagte Hubert ungläubig, der sich das Leihwort des neuen Onkels zu eigen gemacht hatte. Und segeln allein ist dumm. Viel lieber möcht ich mal rudern. Onkel Hans, schieb mal den Riemen ins Wasser!

Junge, der ist ja viel zu schwer für dich!

Schadet nix — komm her, Toni, wir wollen uns üben. Hallo! Und jauchzend ließen sie das schwere Ruder ins Wasser klatschen, und Onkel Hans stand daneben und lehrte sie den Riemen kunstgerecht heben und senken, und drehte sich um und sagte: Es hilft alles nichts, Frau Maria, den Tropfen holsteinisches Blut haben sie doch im Leibe.

Sie wanderten kreuz und quer durch den Wald und spielten Versteck hinter den hohen lichten Buchenstämmen, und Maria zeigte ihren Kindern die Wiese, wo sie und ihre Brüder im Frühling die großen gelben Schlüsselblumen gepflückt hatten. So süß duftende hab ich später nirgends mehr gefunden, setzte sie träumerisch hinzu.

Und Hans Necklinghaus nickte und sagte: Sehen Sie wohl, Frau Maria, wie die Heimat Sie lockt und ruft? Sehen Sie wohl, daß Sie sie lieb haben und ihr keine Fremde mehr sind? Und Ihre Kinder, passen Sie auf, das werden alles noch echte Schleswig-Holsteiner.

Nur nicht zu echt! widersprach Maria. Denn manchmal sind sie doch so herzenskalt, daß einen ordentlich friert.

Zum Beispiel, wer?

Zum Beispiel: Frau Kirchspielvogt. Sie war gestern bei mir und erzählte von ihrem Manne, der ja seit Jahren gelähmt ist und oft solche Anfälle von Schwäche hat, daß er meint, es geht zu Ende. Manchmal weckt er sie mitten in der Nacht: Lene, mach Licht, ich sterbe. Dann sagt sie: Gott, Mann, das kannst du doch wohl auch im Düstern besorgen — und dreht sich gemütsruhig auf die andre Seite. Ein merkwürdiges Volk! sagte Maria kopfschüttelnd.

Necklinghaus lachte. Drollige Käuze gibts überall, und Frau Rissen ist keine von den schlechtesten. Sie kennen sie bloß noch nicht von ihrer andern Seite. Kühl bis ans Herz hinauf — aber eine, die sich in der Not bewährt, die Armen wissen ein Lied davon zu singen.

Sie gingen den breiten, schönen Waldweg, auf dem die Sonnenlichter tanzten, während der Vater mit dem kleinen Volk auf Brombeersuche war, und ihr fröhliches Lachen und Rufen weithin durch den stillen Wald schallte.

Wie lieb und vergnügt er mit den Kindern ist, sagte Maria. So war er früher immer, aber seit seiner Krankheit ist's, als hätte er das alles verlernt.

Wird auch wiederkommen, tröstete Hans. Lassen Sie ihm nur Zeit, sich einzuleben. Menschen wie er gewöhnen sich schwer. Und um sie aufzuheitern, erzählte er ihr von den Kindern. Allerlei drollige kleine Züge, liebevoll beobachtet und so herzerquickend natürlich wiedergegeben, daß Maria hellauf lachen mußte.

Sie sollten doch wirklich heiraten! So ein Kindernarr wie Sie sind. Und eine Frau würds bei Ihnen auch gut haben, das weiß ich sicher, sagte sie aus warmem Herzen heraus.

Heiraten? Aber woher gleich die Rechte nehmen? Hier doch nicht.

Sie sah ihn erstaunt an. Nun, dann reisen Sie in Ihre Heimat und holen sich dort eine. Es gibt doch gewiß hübsche, lebenswürdige katholische Mädchen genug bei Ihnen daheim?

Er lachte. So herum wars wirklich nicht gemeint, Frau Maria! Die Holsteinerinnen an sich gefallen mir recht gut. Nur gerade eine Seestädterin möcht ich nicht, die Sorte kenn ich zu genau. Seit Jahren angeln sie nach mir — und das verdrießt mich. Ich will um meiner selbst willen geliebt sein, nicht als sogenannte gute Partie. Wenn sie nur hübsch und klug und lieb ist — blond oder braun, katholisch oder evangelisch ist mir einerlei. Meinetwegen eine Botofudin.

Aber lieb muß sie mich haben, mich, Hans Necklinghaus ganz allein, ohne Rang und Titel.

Sie alter Heide Sie! — eine Botokudin! Das lassen Sie Heinz nicht hören, da verliert er ja allen Glauben an Sie. Und plötzlich wurde sie ernster. Überhaupt, seien Sie doch bitte etwas vorsichtiger ihm gegenüber. Sie wissen, wie streng er ist.

Ganz vom Holze unsrer Eichen, ganz vom Eisen unsrer Berge, zitierte er.

Sie sah ihn an, wie er da übermütig sorglos neben ihr herging, und unwillkürlich entfuhr es ihr: Aber Sie sind doch so ganz anders!

Meine Mutter war eine Rheinländerin. Und ich hab ihren heitern Sinn. Aber Heinz ist schweren Blutes.

Maria seufzte. Er ist so leicht gereizt gerade in diesem Punkte. Und ich möchte um alles nicht, daß er den Glauben an Sie verlore. Sie haben so guten Einfluß auf ihn, den besten.

Ach so, sagte er und pfiß leise durch die Zähne. Dann wars heute früh Absicht, daß Sie die Bootfahrt aufs Tapet brachten?

Sie wurde rot. Sie wissen, ich verstehe Sie und will Sie wahrlich in keiner Weise beeinflussen, aber lassen Sie ihn bei seinem guten Glauben!

Da erkannte er, wie feinsüßig diese Frau war — ein großdenkender, klarblickender, alles verstehender Mensch, ein Freund für gute und böse Stunden, und er bückte sich und küßte ihre Hand.

An mir solls nicht liegen, Frau Maria. Ich habe Heinz so lieb wie früher — nur beneiden könnt ich ihn jetzt, setzte er leise hinzu.

* * *

Mitte Oktober wurde Marias jüngstes Kind geboren, ein Sohn, und auf der Mutter Wunsch stand Professor Necklinghaus Pate.

Ein kleiner Schleswig-Holsteiner — wird der auch ein heimatlos Kind bleiben? sagte Maria und schaute voll heißer Mutterzärtlichkeit auf das Kind in ihren Armen nieder.

Ach, Narrenkram, Frau Maria, Sie sollen mal sehen, wie der seine Heimat liebgewinnt und mit seinen kleinen Fäusten Sie alle hier festhält.

Ganz licht und blond, ein kleiner echter Schleswig-Holsteiner, sagte die Mutter sechs Wochen später, als der erste zartweiche Flaum auf dem runden Köpfchen ansetzte. Sie hatte sich immer ein blondhaariges Kind gewünscht und sah lächelnd ihren drei Schwarzköpfen zu, die sich um den Kinderwagen drängten und in neugierigem Staunen das kleine krähende und zappelnde blauäugige Wunder betrachteten, das schon tapfer seine Füßchen gegen die Wagenwand stemmte.

Das wird ein Echter, passen Sie auf, Frau Maria, der kriegt festen Boden unter die Füße, sagte Hans Necklinghaus und hielt eins von den Strampelbeinchen fest.

Da guckten die blauen Augen ihn groß und ernsthaft an, und für eine Sekunde oder zwei klonn das kleine staunende Seelchen über die Schwelle des Bewußtseins — und zum erstenmal verzog sich das Mäulchen, als wenn es den großen Menschen anlächeln wollte. Die Geschwister wenigstens nahmen es für voll. Er hat gelacht, Mutti, Onkel Hans hat ihn lachen gemacht. Gelt, du weißt schon, daß das der gute Onkel Hans ist, der uns immer was Schönes mitbringt. Bubi! Ach, lach doch noch mal, Buberle, Hansemännchen, lach doch! schrien und bettelten die drei.

Aber es war genug für heute. Genug für diesen trüben Dezembertag, der mit dem allgerämlichsten Gesicht der Welt zum Fenster hereinguckte und auch

seinerseits nicht recht wußte, ob er lachen oder weinen, schneien oder regnen sollte. Eins von beiden gewiß, zu schwer strichen die tiefhängenden dunkeln Wolken, vom Westwinde gejagt, übers Land. Und nicht lange dauerte es, da prasselte die graue Regenböe gegen die Scheiben, und die Hausfrau zündete die Lampe an und sperrete den unwirschigen, müden Tag hinaus aus ihrem freundlichen Heim.

Maria war schöner denn je und in alter Fröhlichkeit von ihrem Krankenlager erstanden, sie bewegte sich wieder schnell und elastisch, und wer die schlankte, dunkelhaarige Frau neben ihrem langaufgeschossenen Ältesten sah, konnte sie viel eher für die Schwester als für die Mutter halten.

So oft es seine Zeit erlaubte, kam Hans Recklinghaus, um nach seinem Patschen zu sehen, wie er sagte. Das schlief meist schon; er blieb dann über den Abend, es wurde musiziert und geplaudert. Das waren die Feierstunden, wo Heinrich Sebalbus Seele den Bann grämlichen Schweigens durchbrach, und Maria ihrer Schul- und Mutterorgen vergaß. Recklinghaus gehörte zu den seltenen Menschen, mit denen man über alles sprechen kann — die tiefsten philosophischen Fragen wie die banalen Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Zuweilen hatte Heinrich noch etwas in seinem Zimmer zu arbeiten. Dann saßen die zwei allein und merkten kaum, wie die Zeit rann. Gewöhnlich setzte sich Hans dann an den Flügel, spielte und phantasierte, wie ers sonst nur für sich allein tat. Maria störte ihn darin nie. Einmal drehte er sich mitten im Spiel um, da sah er, wie sie, ihre Arbeit im Schoß, sinnend vor sich hinschaute.

Woran denken Sie, Frau Maria?

Sie erschrak nicht einmal, es war, als wären ihre Gedanken auf den Tonwellen neben den seinen hergeglitten.

Ich muß jetzt so oft an ein Lied denken, das ich einmal vor langer, langer Zeit gehört habe, aber ich weiß weder Komponist noch Dichter.

Er brach sein Spiel ab, drehte sich vollends herum und sagte mit seinem gewohnten gutmütigen Spott: Sehr begreiflich, diese Art Leute sind ja auch bloß dazu da, daß man sie vergißt. Was für eine Sorte von Lied wars denn?

Ein Lied von der Sehnsucht. Lachen Sie mich nur aus — sogar der Text ist mir entfallen. Aber hundertmal denk ich dran, und immer ist mir, als müßt ich im nächsten Augenblick wenigstens ein Zipfelchen davon erfassen.

Ich weiß auch ein Lied von der Sehnsucht, sagte er in ganz verändertem Ton. Jrgendwo zwischen meinen Notizen muß es stecken. Soll ichs Ihnen einmal bringen?

Sein Ton war so eigen, ein Hauch unterdrückter Leidenschaft wehte sie an, sie erschrak und erwiderte leichthin: Wozu brauche ich Lieder der Sehnsucht? Ich hab ja Mann und Kinder.

Vielleicht ist es ein Lied der Heimatsehnsucht, sprach er leise vor sich hin.

Das Wort beschwichtigte augenblicklich das leise Unbehagen, was ihr ins Herz schleichen wollte, lenkte ihre Gedanken wieder auf das Eine, was ihrem Leben immer gefehlt hatte. Heinrich wollte das nie begreifen. Er, der so fest und zäh an seiner eignen Heimat hing, sprach den Frauen und seiner Frau im besondern dieses Herzensbedürfnis einfach ab. Die Frau gehörte eben dahin, wo der Mann war, Haus und Kinder waren ihre Heimat — was brauchte sie mehr?

Heimatsehnsucht — das Wort ging ihr nach wie etwas Lebendiges. Würde je eine Stunde kommen, wo sie zutiefst fühlte, daß sie ihre Heimat gefunden?

In diesen vorweihnachtlichen Tagen hatten Maria und Hans Recklinghaus Heimlichkeiten miteinander. Er holte sie manchmal zu ganz ungewohnten Stunden zum Spazierengehn ab; sie blieben lange, und wenn Maria wiederkam, brannten ihre Wangen vor heimlicher Freude. Heinrich, der einmal unter der Zeit aus dem Bureau kam, weil er ein vergessenes Aktenstück holen und dem Diener nicht seine

Schreibtißschlüssel anvertrauen wollte, hörte von der Wärterin, daß seine Frau mit Professor Recklinghaus fortgegangen sei, und als er erstaunt nachfragte, erzählten die Kinder arglos, daß Onkel Hans jetzt öfters die Mama abhole, und die kleine Anneliese setzte geheimnisvoll wichtig hinzu: Ich glaub gewiß, sie sind zum Christkindchen gegangen.

Ein flüchtiger Verdacht schoß in des Mannes Seele auf, ein vager, häßlicher Gedanke, den er kaum in Worte zu fassen wußte. Als Maria Abends nach dem Tee ihren Stopfkorb holte, blickte er wiederholt von seiner Zeitung auf und sah, wie sie still vor sich hinlächelnd an ihrer profaischen Arbeit hantierte. Ein solcher Ausdruck tiefer innerlicher Freude lag auf ihrem leichtgeröteten schönen Antlitz, daß er sich nicht enthalten konnte zu sagen: Du hast dich wohl heute sehr gut amüsiert mit Hans Recklinghaus, daß du so vergnügt bist?

Sie sah betroffen auf, sein Ton trieb ihr das Blut noch heißer in die Wangen. Aber sie faßte sich schnell und nickte ihm zu: Großartig! — schade, daß du nicht mit warst. Wir waren beim Christkindchen.

Das glaub ich, sagte er trocken. Das war wohl eher ein kleiner heidnischer Gott — und mit dem will ich nichts zu tun haben.

Sie wußte nicht, sollte sie zürnen oder lachen. Schließlich kam ihr seine Bemerkung so absurd vor, daß sie ganz ruhig, beinahe schelmisch sagte: Du tust ja, als wärst du uralt und hättest längst vergessen, wieviel besagter kleiner Heidengott mit uns beiden zu schaffen hatte. Übrigens irrst du, diesmal wars natürlich das Christkindchen.

Nun schämte er sich doch vor ihren klaren Augen und ihrer heitern Ruhe und sagte unsicher: Da seid ihr wohl schon fix und fertig und braucht mich gar nicht mehr dazu?

Im Gegentell, gerade heute Abend wollte ich allerlei mit dir besprechen, sagte Maria und zog einen Zettel aus ihrem Korbe. Hier hab ich die ganze Liste. Kannst du morgen mitkommen?

Mit euch beiden?

Nein, Onkel Hans und ich sind fertig mit unserm Christkindchen. Jetzt handelt sich um die Kinder, und das ist des Vaters Sache.

Sein unglückseliges Temperament ließ ihm noch keine Ruhe. Er hob ihr das Kinn und schaute ihr in die Augen. Und das andre war nicht des Vaters Sache, Maria?

Sie sah ihn an, klar und rein und ruhig. Soll ich nun böß werden, Heinz? Als sie die versteckte Dual in seinen Augen las, beugte sie sich zu ihm, legte den Finger auf ihre Lippen und sagte in dem alten süßen, schalkhaften Ton, der ihn früher so oft an ihr entzückt hatte: Nicht fragen, Heinz! Das andre, das ist erst recht des Vaters Sache, aber es ist Christkindchens Geheimnis. O alter Heinz, kennst du deine Frau so wenig? Sie legte den Kopf an seine Brust und blickte lächelnd zu ihm auf.

Da hielt er sie fest in seinen Armen. Maria! sagte er, und noch einmal aus tiefstem Herzen: Maria! Und etwas so Erschütterndes lag in dem einen Wort, daß ihr die Tränen in die Augen schossen. Und die leise, heimliche Entfremdung, die sich der Kindererziehung wegen zwischen Mann und Frau geschlichen hatte, wich in dieser Stunde von ihren Herzen — sie fühlten, daß sie zueinander gehörten: ein Leib und eine Seele.

Der Heilige Abend brachte für Heinrich Sebalduß eine ungeahnte große, wundervolle Überraschung, die Erfüllung seines heißesten, tausendmal aus Sparsamkeitsgründen und aus Bescheidenheit für die eigne Person zurückgebrängten Wunsches: ein Harmonium.

Er hatte mit den Kindern draußen bleiben müssen, während Maria die Lichter anzündete, und wunderte sich, daß die Bescherung begann, ehe Onkel Hans käme. Aber als es klingelte, und die Kinder jauchzend voranstürmten, hörte er schon im Nebenzimmer sonderbar tiefe, feierliche Klänge — fremd und doch vertraut — und blieb wie gebannt auf der Schwelle stehn, weil in brausenden Akkorden, voll und schwer wie Orgelton, ihm das uralte schöne Weihnachtslied entgegenklang: Nun singet und seid froh — In dulci jubilo —

Hans saß am Harmonium und spielte und gab sein Bestes, und Maria hatte das Kleinste auf ihren Armen, und die andern dicht um sie hergeschart, die zu dem Weihnachtstransparent aufschauten und mit ihren feinen hellen Stimmchen das Lied sangen, das sie in aller Heimlichkeit für den Vater eingeübt hatten. Und über das blonde Kinderköpfchen hin schaute die Mutter, strahlend in Glück und Jugendschönheit, ihm entgegen. Da fühlte er es heiß und feucht in seinen Augen aufsteigen, und eine große köstliche Freude erfüllte ihm das Herz.

Und als das Lied zu Ende gesungen war — dem Vater schien es, als hätte er nie ein schöneres gehört und nie süßere Melodien als diese hellen Kinderstimmen, wie getragen von dem tiefen weichen Alt der Mutter —, da schloß er Weib und Kind zugleich in die Arme, und Maria flüsterte ihm zu: Nun, bist du zufrieden mit dem Christkindchen, das Onkel Hans und ich für dich ausgesucht haben?

Abends, als der Kinderjubiläum verklungen war, und die Großen stillfröhlich beisammen saßen um den leise knisternden Tannenbaum, an dem Necklinghaus hier und da ein Lichtlein wieder angezündet hatte und herunterbrennen ließ, berichteten die zwei um die Wette, wie Hans eines Tages ganz zufällig von dem Harmonium gehört hätte, das die Erben des verstorbenen Besitzers unter der Hand verkaufen wollten. Und wie er hinging und entdeckte, daß es ein wundervolles amerikanisches Werk sei und es am liebsten selbst erworben hätte. Aber Frau Maria setzte ihm gewaltig zu, es ihr als Weihnachtsgeschenk für Heinz zu überlassen — na ja, und da er nun mal so ein guter selbstloser Kerl sei, und so weiter.

Heinrich hörte zuletzt nur mit halben Ohren hin; er war aufgestanden, probierte mit schüchternem Finger und fand sich schnell zurecht, spielte ein Weihnachtslied, das ihm aus dankbarem Herzen kam, und drehte sich herum und fragte in Sorgen, ob es denn auch bezahlt sei, oder ob Maria etwa gar Schulden gemacht habe?

Sie lachte ihn fröhlich aus. Schulden? Onkel Hans gegenüber höchstens, weil der so großmütig entsagt hat — doch das drückt mich nicht mal, denn dafür ist er dein Freund. Unser Freund — verbesserte sie sich und nickte ihm schwehlerlich zu. Sie hatten sich sehr nahe kennen gelernt in diesen vorweihnachtlichen Tagen, und ihre gemeinsamen Gänge waren ihr wie ihm Stunden reinsten Genusses geworden.

Was das Geld anlangt, so wirst du deine Frau unter Kuratel stellen müssen, Heinz. Ich wollte so gern mein Scherflein beisteuern und hätte als alter Jugendfreund auch wohl ein Recht dazu gehabt. Aber das erlaubte sie nicht — sie ganz allein wollte die königliche Spenderin sein, betonte Necklinghaus warm.

Aber woher . . . ?

Du hast wohl vergessen, daß ich voriges Jahr ein paar tausend Mark von Tante Leonie erbte, die auf der Sparkasse liegen. Davon hab ich genommen, sagte Maria einfach.

Sie ganz allein wollte die „königliche Spenderin“ sein — sie, die sonst so sparsam war und jede Ausgabe zehnmal überlegte. Und für ihn, um ihm eine Freude zu machen, hatte sie ihren sorgsam gehüteten Sparschatz geplündert! So liebte ihn diese Frau, und aus tiefstem reuigem Herzen bat er ihr seine häßlichen schwarzen Gedanken ab.

Das neue Jahr ging ins Land, und jeder junge Tag wurde mit frommen Klängen begrüßt und mit feierlichem Danklied beschlossen. Lieberes hätte Heinz

Sebalbus nicht geschehen können, als daß Maria ihm das Harmonium geschenkt hatte; Stunden um Stunden verbrachte er an dem herrlichen Instrument. Anfangs freute es Maria — dann hätte sie gern wenigstens ab und zu eine weltliche Melodie gehört, zuletzt wurden ihr die ernstesten feierlichen Akkorde Gregorianischer Kirchenmusik förmlich leid. Sie drückten ihre Seele nieder, schwer, wie der ewig graue nordische Winterhimmel.

Seit er erst wieder sicherer auf dem Harmonium war, spielte Heinrich auch zuweilen in der Kirche die Orgel, und Maria schien es, als würde sein für kurze Zeit etwas aufgeheitertes Gemüt wieder mehr denn zuvor, von Schatten der Schwermut bedrängt, einer geradezu leidenschaftlichen Religiosität in die Arme getrieben. Habe ich Recht getan? fragte sie sich oft. Hab ich, indem ich seinen Lieblingswunsch erfüllte, ihn nicht vielleicht auf dem für ihn gefährlichen Wege vorwärts getrieben? Habe ich mir den Kampf um die Kindererziehung nicht doppelt erschwert? Denn das böse Vierteljahr begann, das letzte, das die Kinder nach dem festen Willen der Mutter in der Volksschule zubringen sollten. Maria war sich dessen klar bewußt: eine schwere Zeit stand ihr bevor. Der alte Kampf entbrannte aufs neue, desto heißer, je näher die Stunde der Entscheidung rückte.

Mehr als einmal hatte sich der Pfarrer redlich Mühe gegeben, Heinrich Sebalbus den Wünschen und Plänen seiner Frau geneigt zu machen. Aber auch dieser mächtige Verbündete mußte die Waffen vor dem Eigensinn und der fast krankhaften Vereiztheit des Regierungsrats strecken. Er, der Sohn eines wohlhabenden westfälischen Bauerngutsbesizers, hatte selber bis zu seinem vierzehnten Jahre die Dorfschule besucht und konnte und wollte es nicht einsehen, daß er Unrecht täte, törichte Vorurteile wegen seinen Kindern die ihrem Stande angemessene Erziehung zu verweigern, zu der die große Stadt doch reichlich Gelegenheit bot. Ist nicht trotz Dorfschule etwas Ordentliches aus mir geworden? Warum sollen meine Jungen es besser haben als ich? Hauptsache, daß ein guter Grund gelegt wird — und dafür sorgt die preussische Volksschule.

Aber daß sie die Kinder mit manchen Elementen zusammenbringt, die ihnen besser fernbleiben, läßt sich leider nicht leugnen. Und daß die Großstadt gerade unter den Kindern dieser aus aller Herren Ländern stammenden Leute mehr frühverdorbene Charaktere zeitigt als das Land mit seiner einfachen ansässigen Bevölkerung, ist ebenfalls eine traurige Tatsache, mußte der Pfarrer seufzend, aber als ehrlicher Mann zugestehn.

Und Sebalbus Antwort lautete:

Mag sein, aber sie wachsen wenigstens unter ihresgleichen auf, und es geht ihnen in Fleisch und Blut über, daß sie katholisch sind. Alles übrige holt sich leicht nach. Fragen Sie doch meine Frau, wie sie als Kind in der evangelischen Schule gelitten, ihre Eltern unter Tränen gebeten hat, sie so werden zu lassen wie die andern, das heißt lutherisch. Soll ich dasselbe an meinen Kindern erleben?

Maria widersprach heftig.

Aber so sieh es doch ein, Heinrich! Gerade weil ich selbst durch Intoleranz soviel gelitten habe, will ich nicht, daß unsre Kinder zu einseitigen Menschen erzogen werden, die sich für besser halten und turmhoch über Andersgläubige erhaben dünken. Glauben wir denn nicht alle an einen Gott? Können wir nicht friedlich wie Brüder nebeneinander herleben? Mag doch jeder seinen Glauben, in dem er geboren und erzogen ist, im Herzen für den einzig wahren und richtigen halten, ihm treu bleiben, so lang er lebt, aber auch Toleranz an Andersgläubigen üben. Das müßten die Lehrer schon den Kindern in der Schule einprägen: So gut wie dein Vater Tischler und deiner Schuster und jener Maler oder Schlosser ist, und jeder seinen Beruf für den besten hält und der Gesamtheit nützlich und nötig ist — so gut bist du jüdisch, und du katholisch, und du evangelisch, und ihr alle

seid vor Gott ganz gleich, wenn jedes nur nach seinem Glauben lebt und treulich seine Pflicht tut. Wie Frau von Suttner gegen den Krieg, so möchte ich gegen die Intoleranz predigen und meine Hände aufheben und das deutsche Volk bitten: Waffen nieder! — daß es Friede werde unter den Menschen!

Maria hatte, hingerrissen von ihren Empfindungen, sich so in Eifer und Wärme geredet, daß sie vergaß, zu wem sie sprach. Beide Männer hatten ihr schweigend zugehört, Heinrich mit unterdrücktem Zorn, der Pfarrer anfangs mit teilnehmendem Interesse, zuletzt mit einem leise herausziehenden Spottlächeln. Jetzt stand er auf. Sie schießen übers Ziel, gnädige Frau! Was Sie wollen, das ist die Simultanschule — da tue ich nicht mehr mit, sagte er merklich kühler und empfahl sich. Da begriff Maria, daß sie ihren mächtigsten Bundesgenossen verloren hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Eröffnung des Reichstags. Die Nationalliberalen. Stoffe zur Opposition. Auswärtige Politik. Der Rücktritt des Fürsten Bismarck. Das Kaiserpaar in München.)

Diese Woche steht unter dem Zeichen der Wiedereröffnung des Reichstags. Da die Parteiverhältnisse die alten sind, so wird sich seine Haltung nicht wesentlich ändern, höchstens dürfte sich die Opposition verschärfen. Denn nicht nur ist von einem engern Zusammenschluß der verschiedenen Fraktionen des Freisinn, der Oppositionspartei quand même, die Rede, sondern auch der Führer der Nationalliberalen, Baffermann, hat vor kurzem ein Lösungswort ausgegeben, das auf einen solchen Entschluß deutet. Es wäre sehr zu beklagen, wenn er zur Ausführung käme. Im Liberalismus können nun einmal die Nationalliberalen den Freisinn, ihren alten linken Flügel, niemals übertrumpfen; sie haben ihre große Zeit gehabt, als sie den ersten Teil ihrer Parteibezeichnung voranstellten, im ersten Jahrzehnt des Reichs, sie haben sich 1879 gespalten, weil ihr linker Flügel die neue nationale Aufgabe zurückstellen wollte hinter ihren „Prinzipien“, und sie selbst haben es damals verschmäht, die ihnen von Bismarck gebotne Gelegenheit ergreifend, in die Regierung einzutreten, weil ihnen die Wahrung ihres Liberalismus höher galt als die Teilnahme an der Gewalt, mit der sie doch eben die Verwirklichung ihrer Grundsätze weiter hätten fördern können. Es war der alte Fehler des deutschen Liberalismus, der in der Opposition gegen die Regierungen aufgekommen ist, und der unter der Nachwirkung dieses Ursprungs niemals so recht regieren gelernt hat. *Tempi passati, die nicht wiederkehren!* Aber seit 1879 ist es mit dem Nationalliberalismus fortgesetzt bergab gegangen, und heute zählt die Partei, die das besitzende und intelligente Bürgertum besonders repräsentieren soll, im Reichstage wenig über fünfzig Abgeordnete, die Hälfte der Stärke des Zentrums, ein schreiendes Mißverhältnis zu der Bedeutung, die dieses Bürgertum in wirtschaftlicher und geistiger Bedeutung mit Recht beanspruchen darf. Wie sehr das durch den Übergang der deutschen Fabrikarbeiterschaft, die ja aus den ins Riesenhafte wachsenden industriellen Unternehmungen des Bürgertums entstanden ist, zur Sozialdemokratie unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts mit herbeigeführt worden ist, das ist ja ganz klar; jenes besitzende Bürgertum bildet eben in den großen Städten besonders heute nur noch eine Minderheit. Aber es wird seine alte Bedeutung